

**Matthias Jung: „Heimathirsche“. Hobbyarchäologen zwischen Hedonismus und Professionalisierung.** Internationale Hochschulschriften 541. Waxmann Verlag, Münster, New York, München, Berlin 2010. 352 Seiten, broschiert, 37,90 €. ISBN 978-3-8309-2292-6.

Stefanie Samida

Wer kennt sie nicht, die etwas abschätzig von Facharchäologen als ‚Heimathirsche‘ bezeichneten Hobbyarchäologen. Für die professionelle Archäologie sind die ehrenamtlich tätigen Feldbegeher eine wichtige und kaum zu ersetzende Hilfe bei der Entdeckung neuer Fundstellen. Ohne sie wäre der eine oder andere mittlerweile ausgegrabene Fundplatz immer noch unbekannt oder möglicherweise gar durch landwirtschaftliche oder andere Eingriffe in das Erdreich längst zerstört.

Diese Hobbyarchäologen, die der Archäologie zuarbeiten und ihr damit einen großen Dienst erteilen, sind den meisten Archäologen also aus der Praxis, speziell der Denkmalpflege, bekannt. Der Frankfurter Soziologe Matthias Jung hat sich in seiner Habilitationsschrift, die er am Fachbereich ‚Gesellschaftswissenschaften‘ der Universität Frankfurt a. M. eingereicht hat, nun erstmals ausführlicher mit den sogenannten ‚Heimathirschen‘ beschäftigt – er hat sie zum Gegenstand einer soziologisch-psychoanalytischen Untersuchung gemacht. Im Zentrum dieser Arbeit steht die „Rekonstruktion der lebensgeschichtlichen Motivierungen für die Tätigkeit von Hobbyarchäologen“ (S. 16) oder anders ausgedrückt: es geht Jung also darum, die Motivation der Hobbyarchäologen, die man einerseits von den professionellen Archäologen und andererseits von den sogenannten ‚Sondengängern‘ abgrenzen könne, zu ergründen. Er möchte wissen, warum Hobbyarchäologen ausgerechnet dieser, durchaus zeitintensiven Freizeitbeschäftigung nachgehen (S. 16).

Jungs Arbeit lässt sich grob in drei Bereiche gliedern. In der über fünfzig Seiten langen Einleitung (S. 13-69) bestimmt er nicht nur den Gegenstand seiner Untersuchung, sondern er liefert auch einen kurzen Abriss zur ‚Geschichte‘ der archäologischen Wissenschaft, indem er sich mit den Konzepten ‚Sammler‘ und ‚Entdecker‘ sowie mit dem Aspekt des ‚Dilettantismus‘ in der Wissenschaft beschäftigt. Eingehend behandelt er in diesem Zusammenhang den ‚Gründerheros‘ der Prähistorischen Archäologie, Heinrich Schliemann (1822-1890), dessen „*exzessive Beschäftigung*“ mit der Vergangenheit Verf. als „*Chiffre für*

*seine* [Schliemanns] *eigene biografische Vergangenheit*“ erklärt (S. 29). Darüber hinaus gibt er einen überraschend knappen Überblick zur „Soziologie des Ehrenamtes“ (S. 35-37) mit dem Hinweis, er werde die soziologische Literatur zu diesem Komplex in seine Arbeit nicht einbeziehen. Als Grund führt er zum einen an, dass eine Kontrastierung der Hobbyarchäologen mit Facharchäologen und sogenannten ‚Sondengängern‘ weitaus sinnvoller sei als die Gegenüberstellung mit Ehrenamtlichen; zum anderen würden Hobbyarchäologen in Studien über Ehrenamtliche kaum berücksichtigt – überdies arbeiteten diese Studien in der Regel mit standardisierten Verfahren (z. B. mit standardisierten Fragebögen), die kaum detaillierte Rückschlüsse auf die Motivstruktur zuließen. Diese Argumentation klingt auf den ersten Blick plausibel, nichtsdestotrotz hätte es ein Gewinn für die Arbeit sein können, die von anderen Studien kaum beachtete ehrenamtliche Arbeit der Hobbyarchäologen anderen Ehrenämtern gegenüberzustellen – darauf verweist der Autor am Ende dieses Abschnittes selbst (S. 37). Während also das Ehrenamt in Jungs Arbeit keine zentrale Rolle spielt, misst er den psychoanalytischen Theorien zu Abwehr- bzw. Anpassungsmechanismen – von Sigmund Freud über David A. Shapiro bis George E. Vaillant – eine große Bedeutung bei (S. 38-69). Er geht davon aus, dass die Wahl dieses speziellen Hobbys mit „zentralen Lebensproblemen“ verbunden sei, die durch das Hobby zwar nicht gelöst, „aber doch zumindest so weit bearbeitet werden können, dass sie erträglich sind“ (S. 38).

Den zweiten und umfangreichsten Teil seiner Habilitationsschrift stellen die insgesamt neun Fallbeispiele von Hobbyarchäologen und Sondengängern sowie deren Analyse dar (S. 70-325). Eine recht kurze Zusammenfassung seiner Ergebnisse (S. 326-330) und eine in Tabellenform vergleichende Darstellung der von ihm untersuchten Fälle (S. 331-333) bilden den Abschluss des Buches.

Vorarbeiten zu Jungs Thema sind rar; sehr vereinzelt finden sich Hinweise zur Arbeitsweise von Hobbyarchäologen in ‚klassischen‘ Materialvorlagen. Es handele sich dabei aber, so der Autor, lediglich um Ansätze einer „*Typologie der Flurbegeher in Zusammenhang mit der Frage, welche Auswirkungen die unterschiedlichen Typen auf die Qualität und Quantität des von ihnen Aufgefundenen haben*“ (S. 14) – Ansätze, die obendrein „*unsystematisch und impressionistisch*“ seien (S. 15) und die die Motive der Hobbyarchäologen nicht berücksichtigten. Jung ist hier grundsätzlich zuzustimmen. Allerdings gibt es Ausnahmen, wie

das aufschlussreiche Psychogramm des Arztes und Sammlers Theodor Thenn (1842–1919) von Walter TORBRÜGGE (1964; 1965) zeigt. Es hätte vorzüglich in den Kontext von Jungs Arbeit gepasst. Torbrügge diagnostizierte als Motiv für Thenns altertumskundliche Tätigkeit einen Sublimierungsprozess im Sinne eines Ersatzabenteurers (TORBRÜGGE 1965, 23) – ein Abenteuer, das Thenn selbst als Heilmittel betrachtete, und das ihn über „viele trübe Stunden eines besonders schweren Jahres“ hinweggeholfen habe (TORBRÜGGE 1964, 30).

Die Datengrundlage von Jungs Untersuchung bilden neben sieben biografischen Interviews aus den Jahren 2004/05, die er ohne Leitfaden und damit sehr offen durchgeführt hat, die Auswertung einer Autobiographie (S. 196–224) sowie die Analyse einer Internetdiskussion von Sondagängern (S. 258–292). Leider führt der Autor nicht an, wie er die Interviewpersonen auswählte und warum er sich ausgerechnet für sie als Interviewpartner entschied. Die Interviews wurden mit der von seinem Lehrer, dem Frankfurter Soziologen, Ulrich Oevermann entwickelten Methode der Objektiven Hermeneutik ausgewertet. Die Objektive Hermeneutik ist ein Verfahren der Empirischen Sozialforschung, mit dem man objektive Sinnstrukturen von Kommunikations- und Interaktionszusammenhängen aufzudecken sucht (OEVERMANN 2002, 5; HERMENEUTIK 2007, 635). Demnach ist die Objektive Hermeneutik keine „Methode des Verstehens im Sinne eines Nachvollzugs subjektiver Dispositionen“, sondern eine „strikt analytische, in sich objektive Methode der lückenlosen Erschließung und Rekonstruktion von objektiven Sinn- und Bedeutungsstrukturen“ (OEVERMANN 2002, 6). Untersuchungsgegenstand sind in der Regel Texte, z. B. Interviewprotokolle, bei denen die einzelnen Äußerungen – ‚Bausteine‘ – nacheinander analysiert werden, ohne dass man den nachfolgenden Absatz in die Analyse miteinbezieht. Es gilt, nur jene Deutungsmöglichkeiten einzubeziehen, die „gleichsam vom Text ‚erzwungen‘ werden“ (HERMENEUTIK 2007, 635).

Jungs Vorgehensweise ist in dieser Hinsicht vorbildlich – wer die Objektive Hermeneutik in der Praxis nachvollziehen und verstehen will, findet in dieser Arbeit eine mustergültige Umsetzung des Verfahrens. Seine Auswertung der Interviews setzt bei der Rekonstruktion der ‚objektiven‘ Daten an – etwa Herkunftsmilieu, Position in der Geschwisterfolge, Schullaufbahn, Berufswahl, Familienstand –, und er versucht, anhand dieser Daten „gedankenexperimentell die für die konkreten Biografien als am wahrscheinlichsten anzunehmende Habitusformation zu konstruieren“ (S. 17). Diese

Konstruktion bildet dann wiederum die ‚Folie‘ mit der er die aus den Interviews erzielten Habitusrekonstruktionen kontrastiert. Anhand dieser konstruierten Habitusformation der Hobbyarchäologen könne man dann auf die „Qualität des hobbyarchäologischen Arbeitens“ der Befragten schließen und deren ehrenamtliche Arbeit qualitativ bewerten (S. 17). Zu allen Fallbeispielen liefert der Autor daher immer auch eine knappe Einschätzung zur „Qualität des hobbyarchäologischen Arbeitens“ der von ihm interviewten Personen.

Die Besprechung kann im Folgenden nur beispielhaft auf einzelne Deutungen Jungs eingehen. Vorab sei bemerkt, dass der Rezensentin die Folgerungen des Autors weniger empirisch begründet und analytisch nachvollziehbar als vielmehr häufig oberflächlich und in den meisten Fällen psychologisierend erschienen. So urteilt Jung etwa in seinem ersten Fallbeispiel (S. 70–112) über die Qualität des hobbyarchäologischen Arbeitens von Herrn Häußler, eines 1936 geborenen Ingenieurs, der in den 1970er Jahren nach einer psychischen Krise zur Archäologie kam, er werde um der „Anerkennung durch Facharchäologen willen besonders sorgfältig vorgehen und sich an wissenschaftlichen Standards orientieren“ sowie ein „zuverlässiger Zuarbeiter der Facharchäologie sein, der auf Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit großen Wert legt“ (S. 108). Wie Jung zu diesem Ergebnis kommt, ist der Rezensentin aus der seitenlangen vorausgehenden nach allen Regeln der Objektiven Hermeneutik durchgeführten Analyse von Herrn Häußler allerdings nicht klar geworden. Interessant wäre es gewesen, wenn Jung dieser These die Einschätzung des für Herrn Häußler zuständigen Archäologen aus der Denkmalpflege gegenübergestellt hätte. Erst dadurch gewönne seine Aussage, Herr Häußler sei ein gewissenhafter und ein guter Zuarbeiter, eine nachvollziehbare und gesicherte Basis.

Dieses Beispiel zeigt bereits das grundlegende Problem: Es fällt bisweilen schwer, den genuin soziologischen und psychoanalytischen Ansatz dieser Arbeit angemessen zu würdigen. Vieles von dem, was Jung schreibt, erscheint aus der ‚Laien‘-Perspektive einer Archäologin mehr der Alltagspsychologie entnommen als soziologisch und psychoanalytisch fundiert. Ein weiteres prägnantes Beispiel mag dies verdeutlichen. Auf die Frage, wie sie zur Archäologie gekommen sei, antwortet Frau Schweitzer, eine verheiratete, aber bewusst kinderlos gebliebene, regelmäßig Feldbegehungen durchführende Sekretärin, lax: sie sei wie die Jungfrau zum Kinde gekommen. Jung interpretiert diese Antwort nun folgendermaßen:

„Die Redensart, ‚wie die Jungfrau zum Kind kommen‘ zu sein, ist in Anbetracht der programmatischen Kinderlosigkeit von Frau Schweitzer bemerkenswert, weil damit die Elternschaft als das Normalmodell der Erfüllung einer Gattenbeziehung angesprochen wird. Damit bestätigt schon die erste Äußerung Frau Schweitzers im Interview die Vermutung eines Zusammenhangs von Kinderlosigkeit und Hobby, denn hier identifiziert sie das Hobby Archäologie mit einem Kind, das sich bei einer Jungfrau unerwartet einstellt. Der Vergleich ihrer Person mit einer Jungfrau ist auch insofern passend, als Jungfräulichkeit in gewisser Hinsicht die beste Gewähr dafür ist, kinderlos zu bleiben“ (S. 314). Dieser Deutung der recht salopp ‚daher-gesagten‘ Redewendung der Befragten kann die Rezensentin beim besten Willen nicht folgen; genauso wenig wie vielen anderen Interpretationen. Frau Bieler etwa, Jahrgang 1914, wird von Jung allein aus ihren autobiographischen Aufzeichnungen charakterisiert (S. 196-224). Seine These, die er am Ende seiner Analyse von Frau Bieler bestätigt sieht, lautet: „Geht eine Frau aus Frau Bielers Generation dem Hobby Archäologie nach, dann ist zu vermuten, dass es ihr nicht gelang oder sie nicht willens war, die ihr qua Rollenstereotyp angesonnene Normalbiographie zu erfüllen. Als Grund hierfür wäre bei Frau Bieler ihre Stigmatisierung wegen der körperlichen Gebrechen naheliegend [sie schielte stark und hatte aufgrund eines Unfalls als Kind einen verkrüppelten Fuß], und sicher hatte sie als junges Mädchen zu befürchten, keinen Mann zu finden. Bekanntlich gelang ihr dies jedoch, und ihre Verhelichung musste sie wie eine Errettung vor dem Schicksal einer lebenslangen Stigmatisierung empfunden haben, woraus eine Dankbarkeitsverpflichtung ihrem Mann gegenüber folgte“ (S. 218 f.).

Es fällt in Anbetracht solcher Deutungen häufig schwer, Jungs Arbeit als substantiierten und weiterführenden Beitrag zur Hobbyarchäologie zu betrachten. Ihr psychologisierender Charakter dürfte die meisten Archäologen zu Recht abschrecken. Hinzu kommt, dass man sich häufig fragt, warum er für seine Analyse der Hobbyarchäologen nur Interviews und damit subjektiv gefärbte Eigenquellen benutzt und keinerlei andere Zeugnisse heranzieht. Man hätte sich gewünscht, dass er etwa Befragungen bzw. Interviews mit Verwandten und Bekannten durchgeführt sowie mit Archäologen gesprochen hätte, die mit den Hobbyarchäologen zusammenarbeiten. Damit hätte man gewiss ein vielschichtigeres Bild von den in dieser Arbeit analysierten ‚Heimathirschen‘ und ihres Hobbys bekommen. Dieses Desiderat – also die fehlende Hinzuziehung weiterer Quellen – wird auch am Ende seines Buches noch einmal

deutlich, denn das Ergebnis seiner Arbeit bleibt recht banal. Die übliche Klassifizierung der Hobbyarchäologen als ‚Sammler‘, so Jung, sei zu eindimensional: Nicht das Sammeln als solches stehe im Vordergrund, sondern die Tätigkeit der Feldbegehung, die dem Hobbyarchäologen die Möglichkeit verschaffe, „sich von den Anforderungen der Sozialität zurückzuziehen, imaginativ mit der Vergangenheit, deren Relikte er aufspürt, in einen Dialog zu treten und allgemein sich der Kontemplation zu überlassen“ (S. 326). Dabei ließen sich zwei ‚Typen‘ unterscheiden: Einerseits jene, die auf Grundlage einer gelungenen Sozialisation zu dem Hobby gefunden hätten und andererseits die, bei denen das „Hobby im Dienste der Bearbeitung eines mehr oder weniger schweren Lebensproblems steht“ (S. 326).

Jungs weitere Erkenntnis, Hobbyarchäologen ließen sich sowohl von Facharchäologen als auch von Schatzsuchern klar abgrenzen (S. 326), mutet gleichfalls trivial an. Seine Bemerkung, der Hobbyarchäologe könne sich im Gegensatz zum Facharchäologen nicht „bedingungslos einer Sache unterwerfen“, führt er dabei allerdings nicht weiter aus. Gewisse Zweifel an dieser Aussage sind angebracht, denn die Mehrheit der Facharchäologen unterwirft sich gewiss nicht „bedingungslos“ ihrer Wissenschaft. Von weitaus größerer Bedeutung ist hingegen sein Ergebnis, dass die ‚Heimathirsche‘ – anders als die Schatzsucher und Sondengänger – eben nicht hedonistischen Interessen in der „Verlängerung infantiler Schatzbildungswünsche“ (S. 327) nacheiferten. Dieses Ergebnis seiner Arbeit stellt in der Tat eine weitreichende Erkenntnis dar, weil es mit den gebetsmühlenartig vorgetragenen Vorurteilen gegenüber den ‚Heimathirschen‘ – sie betrieben ihr Hobby nur, um ‚Schätze‘ zu finden – aufräumt. Die vom Verf. interviewten Feldbegeher widmeten sich ihrem Hobby jedenfalls alle aus einem anderen Grund; die ‚Schatzsuche‘ steht bei keiner der in seiner Arbeit vorgestellten Personen im Vordergrund.

Was bleibt? Jung hat sich eines für die Archäologie interessanten Themas angenommen, das bisher kaum einmal intensiver erforscht wurde. Dass er dabei soziologische Methoden benutzt, ergibt sich aus der Sache. Störend ist allerdings die sich durch das gesamte Buch ziehende psychologisierende und – um mit Jungs eigenen Worten zu sprechen – „impressionistische“ Analyse seiner ‚Protagonisten‘. Sie leuchtet in den meisten Fällen – jedenfalls für den Nicht-Soziologen – nicht ein und dürfte bei zahlreichen, vornehmlich in der Archäologie sozialisierten Lesern ein Kopfschütteln hervorrufen. Der Rezensentin wurde bei der Lektüre mitunter bange: Was würde einen ange-

sichts der vom Autor analysierten Lebensläufe selbst erwarten, führte man mit ihm ein Gespräch über sein Leben und die Motive, ein Archäologiestudium aufgenommen zu haben? An das mutmaßliche Ergebnis mag man besser nicht denken.

## L i t e r a t u r

HERMENEUTIK (2007): Stichwort ‚Objektive Hermeneutik‘. In: Karl-Heinz Hillmann, Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart 2007<sup>5</sup>, 635.

OEVERMANN, U. (2002): Klinische Soziologie auf der Basis der Methodologie der objektiven Hermeneutik – Manifest der objektiv hermeneutischen Sozialforschung. PDF-Dokument. <[http://www.ihsk.de/publikationen/Ulrich\\_Oevermann-Manifest\\_der\\_objektiv\\_hermeneutischen\\_Sozialforschung.pdf](http://www.ihsk.de/publikationen/Ulrich_Oevermann-Manifest_der_objektiv_hermeneutischen_Sozialforschung.pdf)> [Stand: Juli 2011].

TORBRÜGGE, W. (1964): Beilngries, Vor- und Frühgeschichte einer Fundlandschaft. Kat. Prähist. Staatsslg. 8. Kallmünz/Opf. 1964.

– (1965): Die Hallstattzeit in der Oberpfalz. II. Die Funde und Fundplätze in der Gemeinde Beilngries. Materialh. Bayerische Vorgesch. 20. Kallmünz/Opf. 1965.

*Dr. Stefanie Samida  
Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie  
des Mittelalters  
Abteilung Jüngere Urgeschichte und Frühgeschichte  
Schloss Hohentübingen  
72070 Tübingen  
[stefanie.samida@uni-tuebingen.de](mailto:stefanie.samida@uni-tuebingen.de)*